



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seelische Grundlage pflegen, auf der sich jede Art von Bürgertum erst entwickeln kann: den ungehemmt und rein funktionierenden menschlichen Körper. Wer deshalb die Sportpflege mit irgendwelchen sozialen oder allgemein geistigen Tendenzen beschwert, der zerbricht ihren besten Sinn und Wert.“ Wenn der alte Turnvater Jahn diesen Satz gelesen hätte, hätte er voraussichtlich eine sehr drastische Antwort bei der Hand gehabt. Die „allgemein geistigen Tendenzen“ — lies: kräftige nationale Gefinnung — scheinen mir denn doch in der Turnkunst dem Ursprung nach wichtiger zu sein, als die bloße Körperpflege. Friedrich Ludwig Jahn war kein Orthopäde; er hat Deutschland befreien wollen. (Ich weiß schon, Herr Bab, Sie wollen es auch „befreien“; aber Jahn würde über Ihren Freiheitsbegriff zu einer Salzsäule erstarren.) Also lehren wir den Spieß um: daß manche „Liberale“ sich nicht soweit von ihrem Fraktionsgeist befreien können, um eine allgemein nationale Sache unpolitisch zu beurteilen, soll uns nicht hindern, nationale Jugendpflege zu treiben. Fürchten müssen wir in der Jugendpflege selbst nur die Radikalen, die Sozialdemokraten; denn für die kleineren Fraktionsunterschiede hat die Jugend zu wenig Interesse, als daß die Spaltung hineinbringen sollten. Die Gefahr der Unzufriedenen von Nicht-ganz-links ist nur die, daß sie uns selber die Luft an der Arbeit verneken. Soll ihnen aber nicht gelingen. Nach wie vor wird Konservativ und Liberal in der Jugendpflege gerade seine nationale Einheit finden. Denn treue Arbeit ist die beste Einigung.

Sigismund Raub

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck-Literatur

Eine Anregung zum Bismarck-Jubiläum 1915. Bismarck sagt . . . schreibt . . . meint! Wer täglich mehrere Zeitungen der verschiedensten Färbung lesen muß, dem kommt auch täglich von neuem zum Bewußtsein, welche Vielseitigkeit den Fürsten Bismarck in seiner Eigenschaft als Politiker auszeichnete. Heute ist er Eideshelfer für alle bürgerlichen Parteien mit Einschluß des Zentrums, und auch die sozialdemokratische Partei könnte sich öfter auf ihn berufen, wenn sich ihre Schreie-gewaltigen nur der Mühe unterziehen wollten, seinen literarischen Nachlaß aufmerksam zu studieren. Man könnte glauben, Gustav von Schmollers Wunsch, daß die Lehren geschichtlicher und politischer Weisheit, die Bismarcks Gedanken und Erinnerungen predigen, als Samenkörnchen wirken und tausendfach auf-

gehen mögen, wäre bereits zur Wirklichkeit geworden. Leider sind wir noch nicht so weit. Bei den Berufungen auf Bismarck wird noch fast immer verschwiegen, daß der Altreichskanzler zu demselben politischen Thema zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Ansichten vorgetragen hat. Dagegen könnte man rein vom Standpunkt des Politikers aus nichts einwenden, wenn nicht auch eine große Gefahr mit solcher Gepflogenheit verknüpft wäre: die Verwirrung der politischen Begriffe in der Nation. Die Verheerungen, die die kritiklose Berufung auf Aussprüche Bismarcks schon angerichtet hat, kommen uns recht zum Bewußtsein bei Betrachtung der offenkundigen Fehler, die Regierung und bürgerliche Parteien in den letzten zwanzig Jahren begangen haben, sie werden uns gegenwärtig, wenn wir beobachten, wie leicht unter Berufung auf Bismarck Stimmung für oder gegen jede Idee ge-

macht werden kann, nicht immer zu Nutz und Frommen des Ganzen. Die unbegründete Berufung auf irgendeine Autorität erzieht uns zu politischer Denksfaulheit, schläfert unser politisches Verantwortungsgefühl ein.

Wenn wir Bismarcks Erfahrungen voll ausnützen wollen zum Besten der Nation, dürfen wir uns nicht mehr damit begnügen, zu wissen, was Bismarck einmal zu einer Frage gesagt, sondern müssen wir auch leicht feststellen können, unter welchen politischen Voraussetzungen er sich jeweilig zu den einzelnen Fragen ausgesprochen hat. Das aber ist bei dem heutigen Stande der Bismarck-Literatur schlechthin unmöglich, wenigstens für die große Masse derer, die nicht Historiker von Beruf sind.

Es gibt keine allgemein zugänglichen, wissenschaftlich einwandfreien Darstellungen von Bismarcks Ansichten zur Welfenfrage, zur Polenfrage, zum Ultramontanismus, zu den Katholiken, Juden, zur Kolonialpolitik, mit einem Wort zu den vielen hundert Themen der Politik und des Wirtschaftslebens, an denen Bismarck entscheidend mitgewirkt hat unter eingehender, mit Material belegter Erläuterung der jeweiligen Umstände, die seine Stellungnahme verursachten. Was erschienen, ist, soweit es von wissenschaftlichem Wert, entweder in vielen Zeitschriften verstreut oder aber in große Werke über Bismarck, wie die von Egelhaaf, Lenz, Marks und andere hineingearbeitet. Uns fehlen Monographien, die das einzelne politische oder wirtschaftliche Problem, an dem Bismarck mitgewirkt hat, wissenschaftlich so zur Darstellung bringen, wie Bismarck es unter den jeweiligen politischen Umständen angefaßt hat.

Eine Arbeit, wie ich sie mir denke, wäre Richard Linders anregende Broschüre „Bismarcks Stellung zur Revolution“ (Hedners Verlag, Wolfenbüttel), wenn die „authentischen Äußerungen“, auf denen sie aufgebaut, vollständig mit Hinweis wiedergegeben worden wären; aber nicht nur sie, sondern auch die Umstände, unter denen sie fielen. Auch Arthur Böttlings „Bismarck und das päpstliche Rom“ (Geneitische Darstellung an der Hand der Quellen, Verlag Puttkammer u. Mühlbrecht, Berlin 1911)

würde ich als Vorbild empfehlen können, wenn es nicht so polemisch und dabei so entsektlich oberflächlich ausgefallen wäre. Im Aufbau des Ganzen erkennt der Fachmann die gute Absicht. Wegen seines polemischen Charakters und der Einseitigkeit in der Bewertung des Materials ist auch Richard Ehrenbergs „Bismarck als Leitstern sozialer Erkenntnis“, eine Kampfschrift „gegen den Kathedersozialismus“, nicht als Vorbild zu betrachten. Meinem Ideal von solchen Monographien nähert sich am meisten die Untersuchung von Oswald Schneider über Bismarcks Wirtschaftspolitik, von Schmoller angeregt und bei Dunder u. Humblot, Leipzig, erschienen. — Was an Milieu- und Motivschilderungen in unserem Zusammenhange geleistet werden kann, zeigt in seinem Kapitel „Bismarck und die katholische Frage“, das wegen seiner gegen das Hohenzollernhaus gerichteten Tendenz höchst unsympathische Buch „Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reich“ des Dr. Johannes B. Kihling (Herder'sche Verlags-handlung, Freiburg im Breisgau 1911). Da lebt Bismarck, der Realpolitiker, wenn auch von einem erbitterten Gegner gezeichnet, auf und wird uns verständlich in seinen Widersprüchen, ohne uns durch die Wucht seiner Persönlichkeit zu erdrücken, — und darum kann das 13. Kapitel des I. Bandes technisch zum Vorbild dienen.

Die wenigen, hier angeführten Arbeiten, die mir in letzter Zeit zufällig unter die Hände gekommen sind, zeigen, daß ein Bedürfnis für Monographien der gedachten Art vorhanden ist.

Sachliche Bedenken, die der Ausführung des Planes entgegenstehen könnten, scheinen mir für die meisten der in Frage kommenden Themen nicht mehr vorhanden zu sein. Das Rohmaterial ist von eifrigen Bismarck-Verehrern, wie Benzler, Horst Kohl, Boshinger und anderen mit Bienenfleiß zusammengetragen. Viele Quellen beginnen zu versiegen: Moriz Busch, Hans Blum, Boshinger und andere Mitarbeiter von Bismarck sind tot; neue Quellen springen auf, wie A. von Wertheimers Andraßy-Biographie zeigt. Bis zum Anfang der 1880er Jahre können wir die heikelsten Probleme der auswärtigen und

inneren Politik schon ziemlich anstandslos behandeln. Nur über der letzten Dekade von Bismarcks Feldleben wallen noch verhüllende Schleier, freilich auch schon vielfach durchbrochen.

Wer soll die Arbeit auf sich nehmen? Die historischen Seminare der philosophischen Fakultäten, soweit sie sich mit der neuesten Geschichte befassen. Mögen die jungen Historiker unter Anleitung ihrer Professoren uns aus Bismarcks Schatz an Erfahrungen ein von politischen Nebenabsichten freies Rüstzeug zur politischen Aufklärung der Nation liefern. Solch ein Werk, spätestens im Jubiläumsjahre begonnen, würde für wahr ein würdiges Geschenk an die Nation zum hundertsten Geburtstag des Reichsschmieds im Jahre 1915 bedeuten. G. Cl.

Schöne Literatur

Neues von und über Gerhart Hauptmann. Jetzt, da die Phrasenwelle zurückzuebben beginnt, die den fünfzigjährigen Gerhart Hauptmann während der verfloffenen Wintermonate umtobte und überschwemmte, darf wohl auch der nüchterne und ruhig wägende Verstand sich wieder zu Worte melden. Das übertriebene Jubilieren und Toasten gehört nun einmal zur Signatur dieser Zeit. Dieser blühtende Menschen werden sich durch solche fleißig wiederkehrende Erscheinungen nicht ernsthaft beunruhigen lassen. Denn jedem Traum ist noch immer das Erwachen, jedem Rausch noch immer die Nüchternheit gefolgt.

Wenn wir nun heute den Dingen klar und unbestechlich ins Auge sehen, werden wir feststellen müssen, daß der jüngste Tatbestand des Falles Gerhart Hauptmann kein übermäßig hoffnungsvolles Bild ergibt. Gerhart Hauptmanns Kunst zeigt seit mehr als zehn Jahren allerlei verdächtige Spuren des Niedergangs. Dem Dichter der „Weber“, des „Biberpelzes“ und des „Fuhrmann Henschel“ ist sein junger Ruhm zur furchtbaren Geißel geworden, zum Lorbeerkranz, der ihn gedrückt und schließlich nahezu erdroffelt hat. Gehezt und innerlich ratlos schleppt sich Hauptmann jahraus jahrein von Arbeit zu Arbeit. Seine Stimme, die früher voll und metallisch erklang, ist längst höhl und bleichern geworden. Sein sympathischer Hol-

beintopf, der seinen ersten Dichtungen ihre eigene Physiognomie, ihren eigenen Duft, ihren eigenen Menschlichkeitsgehalt gab, hat kaum mehr etwas gemein mit den unerlebten und unbeseelten Schattengestalten, die seit zehn Jahren — wenn man von dem starken gedanklichen Gehalt etwa des „Emanuel Quint“ absieht — aus seiner Werkstatt gekommen sind. Das eine, was nützt, ist ihm in der äußeren und inneren Unrast seines Lebens verloren gegangen: die Klarheit über sich selbst, die Möglichkeit, eigenes Erleben ausreifen zu lassen, und damit die Kraft, das eigene Erleben nun auch in die buntfarbene Welt des Kunstwerks zu projizieren. Wenn das Nietzsche-Wort gilt, daß man von allem Geschriebenen das achten soll, was einer mit seinem Herzblut schrieb, dann ist der Hauptmann des letzten Dezenniums zu neun Zehnteln gerichtet.

Das eine Zehntel aber, das übrig bleibt, ist nicht mehr reich, nicht mehr lebenskräftig genug, um alle schmerzlichen Enttäuschungen auch nur einigermaßen wettzumachen. Als Beitrag zur Psychologie einer tragischen Dichterdekadence wird es seinen Platz behaupten. Den Glauben an den alten Gerhart Hauptmann kann es uns nicht wiedergeben. Immerhin: es ist uns willkommen, weil es an Stelle der ohne inneren Zwang und nur aus kleinlicher Angst um den eigenen Ruhm gezeugten Gescköpfe der letzten Jahre endlich wieder einen aufrichtigen, wahrhaftigen und menschlichen Ton setzt. Die Tragödie von „Gabriel Schillings Flucht“ so gut wie der Roman „Atlantis“ (beide bei E. Fischer, Berlin, erschienen) sind offenbar der Niederschlag schwerer innerer Krisen, die der alternde Mensch Gerhart Hauptmann mit sich selber auszumachen hatte; Bekenntnisse sozusagen, denen die Aufrichtigkeit des Bekenners ihren eigenen Adel gibt — freilich, ohne sie damit zu Dichtungen im letzten und höchsten Sinne zu stempeln.

Vom „Gabriel Schilling“, dieser bei aller Würdigkeit sympathischen Alterstragödie, soll hier nicht geredet werden. Sie ist über die deutsche Bühne gegangen, ist überreichlich kommentiert und bekrittelt worden, hat für kurze Zeit so etwas wie den letzten Glanz der niedergehenden Sonne um sich her ver-

breitet, und hat, trotz aller natürlichen Melancholie, dem vor der Zeit alt gewordenen Dichter besser und würdiger gedient, als alle Tafelreden und knallenden Sektproppen. Sie wird in diesem Zusammenhange nur erwähnt, weil sie mit einem der jüngsten Hauptmannbücher organisch verwachsen ist: mit dem Roman „Atlantis“, der zweiten größeren epischen Arbeit, die der Dichter auf den Büchermarkt wirft.

„Atlantis“ will ein von Krisen geschütteltes Mannesgeschick mitten hinein in das brandende Leben dieser Zeit stellen. Das Schicksal Friedrichs von Kammacher, eines deutschen Gelehrten, in dessen Zügen man unschwer den vierzigjährigen Gerhart Hauptmann findet, ist als Angelpunkt des Buches gedacht. Alles Drum und Dran, so breit es auch angelegt ist, wird zur Staffage, zur belebenden — oder auch nicht belebenden — Kulisse. Wie der Maler Gabriel Schilling wird auch Friedrich von Kammacher von Dämonen zur Flucht getrieben; zur Flucht vor etwas dumpf Unheimlichem, zur Flucht vor einer Macht, die stärker ist als er selbst. Als erste und tiefste Voraussetzung für die Wesensart beider Männer hat man sich wohl hier wie dort jene geheimnisvollen physiologischen Krisen zu denken, denen der Mann zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre unterworfen ist. Denn nur das erklärt die innere Unrast, den Überdruß und Ekel am Vergangenen und Abgeschlossenen, und die zwischen Stepsis und Lebensmüdigkeit und matt weiter tastender Sehnsucht hin und her getriebene Stimmung, die den Miß in das Dasein Schillings und Kammachers bringt. Bei Kammacher kommt Außeres hinzu: böse Niederlagen in seinem ärztlichen Berufe (sein guter wissenschaftlicher Name ist ein bißchen arg zerzaust worden); eine geistige Erkrankung seiner Frau; vor allem aber die peinigende Leidenschaft für ein halbes Kind, für ein sechzehnjähriges Mädchen, das wie ein Spuß, wie eine beängstigende Vision in sein Leben getreten ist. Er schämt sich dieser Leidenschaft. Er wehrt sich dagegen als Mann, als Charakter, als kühl denkender Wissenschaftler. Er sucht sich Tag und Nacht die Gewißheit ins Gehirn zu hämmern, daß dies kleine, schlanke, verwöhnte und verdorbene

Geschöpf, das Kind und Dirne, Dirne und Kind in sich vereint, nicht mehr als ein Vorstellungsprodukt seiner kranken Phantasie ist. Aber er bleibt ihr verfallen. Er kommt nicht von ihr los. Das Bild der kleinen Hexe Ingridard gespenstert durch seine Träume, bedrängt und beunruhigt seine wachen Stunden. Und es ist nicht nur Europamüdigkeit und Ekel am Vergangenen und Erlebten, als er sich eines schönen Tages mit dem Kurs New York auf den Bremer Riesendampfer „Noland“ einschiffet. Ein unklarer Drang ins Weite und die Sehnsucht, Häßliches, Schmerzliches, Enttäuschendes loszuwerden, kommt natürlich hinzu. Aber das, was den Ausschlag gibt, ist einzig und allein die Tatsache, daß der Dampfer „Noland“ neben vielen Hunderten gleichgültiger Menschen auch die Tänzerin Ingridard nach Amerika tragen soll.

So tritt auch hier wieder in das Leben eines Mannes jene weibliche Spulgestalt, die den älter werdenden Hauptmann seit „Pippa“ und seit „Kaiser Karls Geisel“ so seltsam zu beunruhigen scheint. Besonders stark in ihren Widerständen sind ja Hauptmannsche Gelder niemals gewesen. Aber von den Konflikten eines Johannes Voderat, eines Glockengießers Heinrich und eines Fuhrmann Henrichel bis zu der völlig kampflösen Passivität eines Gabriel Schilling und eines Friedrich von Kammacher ist denn doch noch ein weiter und recht melancholisch stimmender Weg. Freilich bedeutet gerade in der Beziehung der Atlantis-Roman rein äußerlich einen kleinen Fortschritt gegenüber dem „Gabriel Schilling“, der ja eigentlich keine Tragödie, sondern nur den letzten Akt einer Tragödie darstellt. Denn während der Maler Schilling von vornherein als Verlorener, als hoffnungslos Gezeichneteter in unser Gesichtsfeld tritt, wird im Roman wenigstens so etwas wie eine Entwicklung versucht. Gabriel Schilling erliegt der Umwelt und den Hemmungen seiner Natur, ohne einen ernstlichen Widerstand überhaupt nur zu wagen. Friedrich von Kammacher ringt sich als Kulturmenschen, der noch an eine Zukunft glaubt, durch die Krisen hindurch. Er wird los, was er loszuwerden so ernstlich bestrebt war, und er wacht eines Morgens als gesunder und von neu blühender Hoffnung belebter Mann wieder auf.

Allerdings: ob wir als Leser, als Empfangende den Optimismus dieser Entwicklung zu teilen vermögen — das ist eine andere Frage. Ich für mein Teil muß erklären, daß ich an den von Hauptmann gewollten Genesungsprozeß im Falle Kammacher nicht glaube. Die Linie dieses Genesungsprozesses verläuft in so äußerlichen, so gewaltfam konstruierten Bahnen, daß die ernstesten Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit geradezu provoziert werden. Friedrich von Kammacher erlebt auf seiner Überfahrt nach New York eine Schiffsbruchskatastrophe, die dem „Roland“ und fast allen seinen Insassen das Leben kostet. Mit Ingrid und einem kleinen Häuflein Geretteter entgeht er dem Untergang mit knapper Not und findet sich nach Tagen fürchterlichster Anspannung und Qual im Hafen von New York wieder. Hier im neuen Weltteil, wo alles überraschend und verwirrend auf ihn einströmt, hier, wo mit den Erinnerungen an die „Roland“-Katastrophe zugleich das Bewußtsein eines unausrottbaren Lebensdranges wieder in ihm erstarbt — hier findet er unter den Händen teilnehmender Freunde aus den Fiebern seines Traums zur Wirklichkeit, zur Gesundheit zurück. Wieder ist es eine Frau, die als entscheidendes Erlebnis in sein Schicksal tritt. Aber dies Erlebnis hat nicht mehr das Verwirrende, das Krankhafte, das gewaltfam Erhitzte, das Giftige, das über seinen Beziehungen zu Ingrid lag. Dies Erlebnis wird aus der Unbestechlichkeit und aus der klaren Luft gesunder Menschlichkeit heraus geboren. Schönheit ist darin, und Ruhe und die ganze Sicherheit eines wiedergefundenen Willens.

Wie gesagt: ich kann an diese Lösung nicht glauben. Sie wächst nicht von innen heraus, sondern sie wird künstlich mit einer Reihe theatralischer Plakatwirkungen erläutert und illustriert. Gewiß fallen dabei allerlei sympathische Schlaglichter auf das menschliche Ich des deutschen Schriftstellers Gerhart Hauptmann. Auch die rein intellektuelle Arbeit, die in dem Buche steckt, ist zweifellos erstaunlich und bewunderungswert. Da werden mit viel Geist und Geschmack und mit viel positivem Wissen die entlegensten Zeitprobleme erörtert und feuilletonistisch beklopft. Und ab und zu steigt wohl auch hinter den Zeilen der blasse,

skeptisch und müde gewordene Kopf eines Dichters empor, der in einer groß angelegten epischen Arbeit Dinge zu beichten trachtet, die die unpersonliche Angelegenheit seiner eigenen Menschlichkeit sind. Aber die Stimme des Beichtenden hat alle Kraft verloren. Aus mühsamen Abstraktionen und aus rein gedanklich erzeugten Entwicklungen gähnt uns immer wieder eine große künstlerische Armut entgegen. Das Echo, der lebendige Eindruck bleibt aus, weil der Redner, und vor allen Dingen der Bildner, ein müder, kranker und ratloser Mensch geworden ist.

Ein paar Worte sind noch über das Drum und Dran, über das, was wir oben die Staffage des Romans nannten, zu sagen. Der Laie wird bei einer Betrachtung des Atlantis-Buches zweifellos den Schwerpunkt auf diese Staffage legen. Denn in ihr liegt alles, was Hauptmann auf laute und breite Wirkungen gestellt hat, alles Plakatmäßige und, wenn man so sagen darf, alles Sensationelle des Buches. Wenn man auch von dem Zufall absieht, daß die Hauptmannsche „Atlantis“ kurz vor der Titanicatastrophe erschien — die Schilderung des „Roland“-Unterganges, die einen großen Teil des Romans in Anspruch nimmt, steht natürlich schon aus stofflichen Gründen im Vordergrund des Interesses. Und es darf getrost gesagt werden, daß Hauptmann mit dieser Schilderung eine erstaunlich echte und virtuosenhafte Detailarbeit geleistet hat. Aber die letzte Kraft der dichterischen Vision, die grandiosen Begebenheiten dieser Art erst den lebendigen Odem einbläht, ist auch hier wieder ausgeblieben. Hauptmann sucht die fehlende Gestaltungskraft durch unerhörten Fleiß, durch eine fabelhafte Technik im Ausmalen der Einzelheit zu ersetzen. Aber er bleibt durchweg in der Einzelheit stecken. Die Mosaiksteinchen wollen sich nirgends zum großen Bilde zusammenfinden. Die nervenaufpeitschenden Begebenheiten, die er schildert, ziehen in rein sachlicher, nüchterner und niemals künstlerisch zusammengeballter Form vorüber. Was ist alles und unwirklich und in die zitternden Umrisse eines verwehenden Traumes gepreßt. Was im Leser zurückbleibt, ist nichts weiter als die — natürlich starke — Sensation des Ereignisses an sich. Der künstlerische Eindruck

auch dieses sich stofflich so sehr empfehlenden Teiles ist genau so dünn und matt und rasch verfliegend wie alles, was das Buch sonst an Konflikten und Verwirrungen und Lösungen und Katastrophen auf seinen 357 Seiten bringt.

Das vorjährige Hauptmann-Jubiläum hat natürlich eine geradezu chaotische Fülle von Festartikeln ausgelöst, die mit ihrem Pathos und ihrem notwendig geschraubten Ton der Wahrheit im großen und ganzen herzlich schlecht gedient haben. Sie sind denn auch sehr bald wieder verschwunden, ohne die geringste Spur ihres Daseins zurückzulassen.

Dagegen erheben zwei kritische Bücher, die sich mit dem Gerhart Hauptmannschen Lebenswerke auseinandersetzen, den Anspruch auf eine etwas weitergehende Beachtung. Das erste und bedeutungsvollste von ihnen ist der stattliche Band, den **Paul Schlenther**, der treueste Apostel und Wegebahner des Dichters, jetzt zum zweiten Male herausgibt: **Gerhart Hauptmann. Leben und Werke.** (E. Fischer, Berlin) Das Buch, das in den starken Eindrücken der Hauptmannschen Anfänge seine Wurzeln hat, ist zum ersten Male im Jahre 1896 erschienen und nachträglich von seinem Verfasser bis auf die Gegenwart weitergeführt worden. Vom objektiven Standpunkt aus wird man die Schlenther'sche Biographie nicht sonderlich hoch einschätzen können. Ihre Werte liegen eben gerade in der oft herausfordernden Subjektivität ihrer Betrachtungsweise, in der aus persönlicher Freundschaft gezeugten intimen Kenntnis der Hauptmannschen Lebensschicksale, in dem völligen Verwachsensein mit der Welt und mit dem Streben des Dichters, in dem bedingungslosen Glauben an eben diese Welt und an eben dies Streben, und vor allem in jener ungenießbaren Waffenbrüderschaft, die in heißen Kampffahren geschlossen wurde und über alle Fährnisse hinweg gehalten hat. Vor den Schlenther'schen Superlativen wird man oft genug den Kopf schütteln, oft genug feststellen müssen, daß der fröhliche Optimismus in Sachen Hauptmann der Wucht der Tatsachen gegenüber denn doch nicht standhält. Aber gleichzeitig wird man aus Gründen historischer Gerechtigkeit einräumen müssen, daß dieser Mann so über Gerhart Hauptmann schreiben durfte und schreiben darf. Von solchen aus-

schließlich persönlichen oder, wenn man will, historischen Gesichtspunkten aus muß Paul Schlenther's Buch genommen und gewertet werden.

Wieviel Bedeutsames und Dankenswertes übrigens das von Schlenther beigebrachte Material enthält, das lehrt schon ein flüchtiger Blick in das zweite kürzlich erschienene Hauptmann-Buch von **Kurt Sternberg: Gerhart Hauptmann.** Der Entwicklungsgang seiner Dichtungen. (Im Verlag Neues Leben. Wilhelm Vorgräber.) Sternberg bezieht fast sein ganzes positives Wissen von Schlenther, und die ganze Art und Weise, wie er ihn benützt und zitiert, beweist zur Genüge, daß das Schlenther'sche Buch für die Hauptmann-Philologie das grundlegende Standard-work ist und vorläufig wohl auch bleiben wird. Im übrigen ist das einzige, was man dem Sternberg'schen Buche nachrühmen kann, ein gewisser kritischer Blick seinem Dichter gegenüber, eine gewisse Distanz, aus der heraus ein neutralerer Zeitgenosse das Hauptmann'sche Werk sichtet und prüft. Sprachlich, stilistisch und auch künstlerisch steht es mit seinem nüchternen und doktrinären Ton klafertief unter dem gewiß nicht zuverlässigen, aber von einer brennenden Liebe bestrahlten und damit gerechtfertigten Buche Paul Schlenther's.

Dr. Arthur Westphal in Berlin

Philipp Wittkop: Die neuere deutsche Lyrik. (W. G. Teubner, Leipzig. Jeder Band br. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Man muß, wenn man diese beiden Bände studiert, stets in Erinnerung haben, was der Verfasser im Vorwort auseinandersetzt. Es heißt dort: „Kunst ist geformtes Leben. Leben aber ist der Gegenständlichkeit des Lebens, sie mag die Gegenständlichkeit der künstlerischen Form feststellen. Aber sie wird nie die Notwendigkeit ergründen können, in der beide sich fanden und verbanden. Diese Notwendigkeit gründet in einer höheren Einheit, einem Dritten, das der gegenständlichen Forschung entrückt ist. Sie ruht im Lebensgefühl des Künstlers. Alle großen künstlerischen Individualitäten sind zugleich ewige Menschheitstypen, stellen irgend ein letztmögliches Verhältnis des Menschen zu seinen ewigen Fragen und Problemen typisch

dar. Diesen tiefsten Kern, diesen ewigen Grund im Künstler aufzusuchen, das ist die schwierigste, schöpferische Aufgabe des Kunsthistorikers . . . Dann erst beginnt seine Darstellung, dann zeigt er, wie sich aus diesem letzten Lebensgefühl seines Künstlers dessen Leben und Werk notwendig entwickelten und durchdrangen. Er beschreibt nicht von außen, wie er lebte, wie er schuf, er zeigt, warum er aus tiefster innerer Einheit heraus gerade dieses Leben leben, gerade diese Werke schaffen mußte.“ Und an einer anderen Stelle sagt der Verfasser: „Einer Darstellung der Lyrik steht zur Aufgabe, die innere Form der lyrischen Persönlichkeit darzustellen: eben sie ist die Form ihrer Lyrik. Alle äußeren Formen sind nur ihr Ausdruck . . . Dem Leser, der den Weg von der inneren zur äußeren Form geführt ist, der beide in ihrer Notwendigkeit begriffen hat, wird es ein leichtes sein, Einzelheiten der äußeren Form in einer Poetik oder Metrik weiter zu verfolgen.“ Witkop versucht also im Grunde dasselbe, was Wilhelm Dilthey in seinem schönen Buche „Das Erlebnis und die Dichtung“ an Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin gezeigt hat; nur will er diese Synthese an unseren bedeutendsten Lyrikern dartun, ihr Werk aus ihren mannigfachen Lebensumständen erklären. Vielleicht wäre darum als Titel besser „Die neueren deutschen Lyriker“ gewählt worden.

Nach einer kurzen theoretischen Einleitung, „welche die Probleme nicht erschöpfen, ja nicht einmal heraufführen, sondern nur vorbereiten will,“ und einem Überblick über die Zeit vom älteren Volksliede bis zur Gelehrtenpoesie des Humanismus, setzt das Werk bei den Mystikern ein, bei Friedrich von Spee und Angelus Silesius, dem ersten deutschen Lyriker, „der sich bewußt aus der Enge seiner Erziehung löste und zu einer persönlichen Weltanschauung durchzudringen suchte.“ Mit Günther beginnt dann recht eigentlich die ausgesprochen selbständige Lyrik. In freundlichem Behagen wird der sinnheiteren Prosa gezeichnet. „Die Geschöpfe sind es, worauf es ihm ankommt, die Geschöpfe als Gegenstand seiner Sinne. Und der Schöpfer kommt für ihn nur soweit in Betracht, als etwa dem Feinschmecker bei einer guten Tafel auch der Koch in den Sinn kommt: ein wohlwollender

Dank für den Koch und die beruhigende Gewißheit, daß der Koch fest engagiert ist und immer neu für gleiche Genüsse sorgen wird.“ Ein trefflicher Exkurs über das Wesen des Gelehrten und des Künstlers findet sich bei Hallers Charakteristik; Hagdorn wird verständnisvoll gewürdigt, die Anacreontiker zeigen sich dann in all ihrer leeren Tandelei. Sehr klar und wahr ist Klopstocks unehrliche, aufgebauschte Odenfabrikation dargestellt; Schubart, Claudius, Bürger scheinen mir gleichfalls in ihrem innersten Wesen erfaßt zu sein. Besonders rührend ist der zarte, todgeweihte Hölty geschildert; hier hat Witkop das Gleichmaß zwischen Biographie und Darstellung der aus den Lebensumständen geformten Lyrik glücklich gefunden, während mir manchmal die äußeren Daten zu ausführlich wiedergegeben sind. Dies ist, glaube ich, gerade bei dem Kapitel über Goethe der Fall; erst dort, wo der greise Dichter in seiner Vollendung vor uns hintritt, fühlen wir die Macht der Persönlichkeit, das Unbeschreibliche seiner Harmonie und letzten Reife. Auf Schillers Reflexionspoesie folgt dann Hölderlins trunkene, musikdurchzitterte Odenichtung, für welche Witkop besondere Hinneigung beweist; hier findet er reiche, sehnüchtige Worte der Bewunderung.

Der zweite Band beginnt bei den Romantikern, bei dem dunkeltönigen, ahnungsreichen Novalis. Tief ist nur kurz berührt, als der musikalische Brentano charakterisiert wird. Es folgen dann der waldduellrische Eichendorff, der bieder-deutsche Uhland, von dem Witkop treffend sagt: „Es war kein Chaos in ihm, aus dem er sich durch die formende lyrische Gewalt zu sich selber hätte zurückzwingen müssen,“ und der liebe, zärtliche Mörike. Etwas hart dünkt mich das Urteil über Lenau, daß seine Dichtungen „einzeln und für sich meist unvollkommen und wenig selbständig seien“, wogegen ich Platens Bedeutung nicht in gleichem Maße wie der Verfasser zu würdigen imstande bin. Mit Ruhe und ohne unnötige Ausfälle wird die innere Unwahrheit der Lyrik Heinrich Heines dargestellt; ich selbst vermag nicht einmal völlig an seine späteren Leidensdichtungen zu glauben. Ausgezeichnet hat Witkop Hebbels epigrammatische, herbe, grübelnde Art erkannt und die

„durchaus sinnlich gebundene“ Phantasie der Droste, die „sich nicht zum Symbolischen steigert.“ Nicht in die letzten Tiefen scheint mir der Verfasser bei Keller und Meyer vorgezungen zu sein; gerade in ihrer Lyrik zittert soviel gebändigte, verhaltene Kraft, die sich eben — namentlich bei Meyer — nicht nur aus den äußeren Schicksalen erklären und erkennen läßt. Fontane und Storm hingegen sind wohl restlos erschöpft, trotz der Kürze der Darstellung, die mir namentlich bei Storm aufgefallen ist. In die Gegenwart werden wir mit Rilke und Nietzsche eingeführt. Ich war einigermaßen erstaunt, auch Nietzsche zu finden, dessen spezifische Lyrik mich für eine selbständige Darstellung nicht gewichtig genug dünkt, so tief mir auch manche seiner Verse im Herzen eingeschrieben sind. Doch hätten Dehmel, Rilke, George wenigstens gestreift werden müssen, ähnlich wie Schwab, Chamisso oder Strachwitz doch erwähnt und kurz gewürdigt worden sind.

Sicherlich bedeuten diese beiden schönen Bände eine wertvolle, reiche Arbeit. Sie beweisen, daß man endlich mit der langweiligen, nebensächlichen Aufzählung äußerlicher Daten ein Ende machen will, daß man erkannt hat, wie mannigfach ein Kunstwerk zu deuten ist, daß es aber bei jedem berufenen, wahren Dichter aus dem innersten Lebensquell entspringt. Wenn auch manchmal der Literaturhistoriker in Witkop noch zu kräftig vorherrscht, so sei doch dankbar anerkannt, daß in ihm auch das zarte, nachfühlende Verstehen lebendig ist und mitunter den Leser ganz zu fesseln und mitzureißen weiß. Besonders den Lehrern möchte ich dieses Werk empfehlen; es weise ihnen die Richtung und den Weg, auf dem sie die Schüler gewinnen und zu denkenden, empfindenden Menschen erziehen können, nicht nur zu lebenden Magazinen aufgespeicherter Buchstabenklaberei.

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Tagesfragen

Strindberg und Ostwalds Monistenklöster.

Ostwald hat jüngst die Idee seiner „Monistenklöster“ entwickelt, eine Idee, die sich vom bloßen räumlichen Beieinander von Geistern, die in weitest auseinander gelegenen Pro-

vinzen zu Hause und womöglich antipodisch gerichtet sind, wissenschaftliche Förderungen verspricht, und die das ruhige Gartenglück weltabgeschiedener Einsamkeit, dies letzte nach Lebensfluten und Tatensturm, im Wege der Energiesparnis herstellen zu können meint. Oh weh! des rosenroten Optimismus, des Kindergläubens an das Heil der Zahl und der allzu rationalistischen Lebensgestaltungskunst — sagt hier der Skeptiker, dem in Fragen, die die ewig verborgenen letzten Dinge betreffen, übereinstimmende Meinungen nicht herstellbar scheinen, dem auch das Ringen um Erkenntnis und das Festhalten des Erkannten eine Manifestation des Willens zur Macht ist, und der im übrigen auch das stille Glück des Alters nicht für ein Rechenexempel ansieht, das man auf eine ökonomische und verstandeslichere Weise austalkulieren kann. Das Ostwaldsche Monistenkloster wird wohl eine Utopie bleiben, nicht daß es nicht äußerlich in die Erscheinung treten könnte, — zur äußeren Verwirklichung des Gedankens ist ja schon alles Nötige in die Wege geleitet worden — nein, Utopie in dem Sinne, daß es freie und starke geistige Individualitäten nicht dauernd zu einträchtigem Miteinanderschaftern, zu gemeinsamer Erforschung der „Wahrheit“, die jeder nur für sich allein gewinnen kann als sein persönlichstes Besitztum, wird vereinigen können.

Aber ist es nun nicht seltsam, daß dieser moderne Klostersgedanke lange vor Ostwald einen Vertreter haben konnte, der von dem großen Errechner des Lebensglücks so verschieden wie nur möglich ist, einen Vertreter, den wir alle als den Pessimisten aus Temperament und Schicksal, als den grausamst Leidenden und Leiden machenden Seelenentschleierer, als den heftigsten Individualisten und Eigenbrötler unter uns wandeln sahen? Ich lese eins der letzten Bekenntnisse dieses in die purpurnsten Tiefen tauchenden nordischen Stoßvogels, lese Strindbergs jüngst bei Georg Müller in München neuverlegte Selbstbiographie „Entzweit-Einsam“ und finde darin folgende Stelle:

„Da sehnte er (Strindberg spricht von sich in der dritten Person) sich fort, weit fort, nach Licht und Reinheit, nach Friede, Liebe und Veröhnung. Er träumte seinen alten

Traum vom Kloster, in dessen Mauern er vor den Versuchungen und dem Schmutz der Welt geschützt wäre, wo er vergessen und vergessen werden könne. Aber der Glaube fehlte, und der Gehorsam . . . Diese Idee vom Kloster hatte damals schon lange in der Literatur gespuht. Man hatte in Berlin davon gesprochen, ein bekenntnisloses Kloster für die Intellektuellen zu gründen. Die konnten sich nämlich in einer Zeit, in der sich Industrie und Wirtschaft in die erste Reihe vordrängten, nicht in diesen Dunstkreis von Materialismus finden, wenn sie sich auch selbst hatten verleiten lassen, den Materialismus zu predigen. Und jetzt schrieb er (Strindberg) an seinen reichen Freund in Paris über die Gründung eines solchen Klosters; entwarf den Plan für das Gebäude; verfaßte Regeln und gab Einzelheiten über das Zusammenleben und die Aufgaben der Brüder . . . Das Ziel war die Erziehung von Übermenschen durch Askese, Meditation, durch Übung von Wissenschaft, Literatur und Kunst. Religion wurde nicht genannt, da man nicht wußte, welche Religion kommen werde, oder ob überhaupt eine kommen werde" . . .

Man wird nicht umhin können, hier eine Kongruenz der Idee zu konstatieren. Nur daß Strindbergs Klostersglaube aus einer andern Wurzel sprießt als der Ostwalds! Als Strindberg dem Pariser Freunde sein Projekt entwickelte, schrieb seine Seele nach Erlösung aus der giftigen Atmosphäre eines schlimmen, ihn ausaugenden Weibes. Das „Kloster der Intellektuellen“ stand vor ihm als Zuflucht und Rettung . . . Als Zuflucht und Rettung vor dem Toben einer von üblen Leidenschaften erfüllten, hassenswerten Welt, hat der Dichter es in dem Roman „Schwarze Fahnen“, der auf „Entzweit-Einsam“ unmittelbar folgte, ausgemalt. Da ist dies Kloster der Sammelplatz einiger weniger religiös und mystisch veranlagter Naturen, die der Haß und dem Gestank des Lebens ekelerfüllt entflohen sind, und man sieht, was die Klosteridee Strindbergs ihrem seelischen Herkommen nach ist; die Fata Morgana eines Verschmachtenden, eine aus Erlösungsdrang und Leidensübermaß geborene Sehnsucht . . . Aber Geheimrat Ostwalds Monistenklöster sind freilich anderen Ursprungs: von einem ökonomischen

Verstande ausgeklügelte Organisationen, wo sie sich durch Kooperation und Mechanisierung der Denkfortschritt vollzieht; Häuser und Bollwerke eines unbeirrten Glaubens, mitten in die Welt hineingestellt, die Welt zu erobern; Zwingburgen gegen die dunkeln Mächte und das Unberechenbare des Lebens, das sie ehe dem Schicksal nannten; kurzum Fortifikationen des herrschenwollenden Intellekts, der bis in die Sterne greift . . .

Auch Gedanken und Entwürfe sind Entschleierungen der Seele. Strindberg und Ostwald, das ist: himmelfürmender Eroberungswille und resignierender Daseinsüberdruß, jubelnder Fortschrittsenthusiasmus und quälendes Erleiden der Lebenstragik, Blick für Oberfläche und hellseherischer Tief Sinn, Trieb und Drang ins Technische des Lebens und Flucht ins mythische Halbdunkel des Einreiches der Seele . . . Strindberg und Ostwald, das ist, anders gesehen: zwei Tiere in einem Käfig. Das eine führt darin eine emsig hastelnde und bauende Existenz, um seine Verrichtungen zu erleichtern; das andere schlägt sich die Pranken blutig an den Gitterstäben seines Gefängnisses, bis es resigniert in eine Ecke kriecht, abgewandt und das Auge nach innen gerichtet. Da fauert es und spinnt sich in eine Welt, in der es frei und herrschend ist. Dies Tier ist wissend um seine Unfreiheit und ist doch frei. Das andere ist nichtwissend um seine Unfreiheit und darum gefangen. Bis es sehend wird, sich die Pranken blutig schlägt, in eine Ecke kriecht, resigniert, jene andere Welt entdeckt und neue Freiheit atmet.

Adolf Teutenberg in Weimar

Geschichte

Liselotte und Ludwig der Bierzehnte von Dr. Michael Strich. (Historische Bibliothek Band 25) München und Berlin. Verlag von H. Oldenbourg. 1912.

Bei seinen Forschungen über die Dauphine Maria Anna Christine von Bayern (1660 bis 1690) fand der Verfasser des vorliegenden Wertes einen unbekanntem Brief der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans im Pariser Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, den einzigen unter den zahl-

losen Briefen der Pfälzerin, der an ihren Schwager König Ludwig den Vierzehnten gerichtet ist. Um dieses wichtige Schriftstück richtig zu verstehen, muß man die Beziehungen Liselottes zu ihrem Schwager während ihres langen Lebens am Hofe kennen lernen, die bisher nie monographisch geschildert, von französischer Seite aber tendenziös entstellt worden waren. Diese Beziehungen waren zum Teil äußerst gespannt, nicht ohne Schuld Liselottes, die uns in dieser objektiven Schilderung doch weit weniger sympathisch erscheint, als man sie sonst gezeichnet findet. Das neuaufgefundene Rechtfertigungsschreiben an den König betrifft einen Vorgang, den

die Herzogin in einem Brief an Sophie von Hannover ebenfalls dargestellt hat; durch die Gegenüberstellung der beiden Zeugnisse hat man hier die Möglichkeit, den Quellenwert ihrer Berichte vom Versailler Hofe zu prüfen, wobei sich eine starke Abweichung von der Wahrheit in ihrem Briefe an die hannöverschen Verwandten ergibt. — Dies neue Buch bedeutet also nicht bloß für den Spezialforscher eine interessante Bereicherung der Liselotte-Forschung, sondern auch für den Laien einen wichtigen Beitrag zur Würdigung der überaus populären deutschen Schwägerin des Sonnenkönigs.

Dr. D. M.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber **George Cletnow** in Berlin-Schöneberg. — **Manuskriptsendungen und Briefe** werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Bernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8680, des Verlags: Amt Säyow 8510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dossauer Straße 86/87.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äußerst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.